

Am Donnerstagmorgen maß der Riss an der Zimmerdecke Dreimeterzweiundsiebzig. An seiner breitesten Stelle klaffte er acht Millimeter auseinander, und die Taschentiefe glich der eines paradontösen Dinosauriergebisses. Also, stellte Lina fest, war er erneut gewachsen; der große Riss ihres Lebens, wie sie ihn nannte. Der kleine Riss ihres Lebens, der Zerstörer ihrer Träume, machte sich hingegen in dem Moment durch einen stechenden Schmerz im Knie bemerkbar, als sie die Leiter herabstieg. So wie Lina es sah, hatte sie den Kampf gegen den kleinen Riss schon vor sechs Jahrzehnten verloren, so blieb ihr wenigstens eine Niederlage gegen den großen Riss abzuwenden. Ein erneuter Anruf in München, die dringende Bitte, sich ihrer Zimmerdecke anzunehmen und erneut die Stimme von Martina Ritscher: „Ich leite es weiter, Frau Oswald.“

„Das“, fauchte Lina, „sagen sie jedes Mal.“ Das aufgebrachte Tremolieren in Linas Stimme ließ Martina Ritscher ahnen, dass die alte Frau ihrem Unternehmen nicht gefährlich werden würde, und so besänftigte sie sie hohl: „Glauben sie mir, der Riss ist lediglich ein optischer Makel. Ihnen kann überhaupt nichts passieren.“

„Gestern bin ich aufgewacht mit Staub und Putzbröseln in meinem Mund. Wenn bei den Türken über mir die Sause beginnt, bange ich um mein Leben.“

Das Gespräch endete, zu Linas Gram, wie es immer geendet hatte. Martina Ritscher, menschliche Stimme des ansonsten anonymen Hausverwalterclans in München, beruhigte sie, bettete sie in pappige Floskeln und ließ sie letztlich zurück wie ein mühsam pupsendes Findelkind.

Natürlich malte sich Lina aus, wie es wäre nach München zu fahren und den Herrschaften tüchtig in den Hintern zu treten. Sie gluckste sogar über diese Vorstellung, während sie ihre Kartoffeln schälte. Doch saß sie erst mal auf ihrem Sessel und die Töpfe bullerten vor sich hin, in der Wohnung verbreitete sich der Geruch ihrer auf der Fensterbank gezogenen Kräuter und in der Pfanne schäumte die Butter, war der Ärger vergessen und fühlte sie sich zu schwach, um eine solche Reise wegen eines Arschtrittes auf sich zu nehmen. An diesem Donnerstag jedoch fühlte sie sich schwächer denn je und schlief ein.

Der dichte Rauch und eine Kohlenmonoxidvergiftung verhinderten, dass Lina erwachte. Sie schlug erst die Augen auf, als sie bereits im Hausflur auf dem Boden unterhalb der Briefkästen lag. Ein Feuerwehrmann drückte ihr eine Sauerstoffmaske auf das Gesicht. Lina brach in Panik aus und stach dem Mann mit einem Finger ins Auge, weshalb der quiekte wie ein Yorkshire.

Gegen ihren ausdrücklichen Willen schickte man Lina in ein Krankenhaus wie ein Paket, das unten leckte. Sie sagte, sie wolle nicht. Doch ein Sanitäter war der Meinung, er wüsste es besser. Lina fragte berechtigterweise, woher er wisse, was besser sei. Woraufhin er zurückgab, er sei schließlich Sanitäter. Lina antwortete, und sie sei Lina. Das verstand der Sanitäter nicht. Als sie schon glaubte, gewonnen zu haben, kam ein Arzt. Im Nachhinein bezweifelte Lina jedoch, dass er ein Arzt war. Auch er behauptete, zu wissen, was besser war. Es flogen ein paar Sätze, irgendwie rückten die Männer bedrohlich auf, und fünf Minuten später saß Lina im Heck eines Krankentransporters und fragte sich, in welchem Moment sie die Kontrolle verloren hatte.

Lina war keine Ärztin. Aber verständig genug, um zu begreifen, dass man im Krankenhaus nichts weiter für sie tat. Schlecht kochen konnte sie selbst. Doch zuhause musste sie wenigstens kein Fernsehen ertragen und sich des Geredes einer Zimmernachbarin erwehren. Die lag zäh in ihrem Bett und nickte Linas Unfall ab wie ein Pförtner, der bereits Hunderte wie sie hatte kommen und gehen sehen.

„Dann kann es ja nicht mehr lange dauern“, orakelte sie und kostete die Gewissheit aus, dass Lina nachfragen würde. Doch Lina schwieg und genoss ihrerseits, dass sie die Pläne ihrer Nachbarin durchkreuzt hatte.

„Na ja, so isses halt“, seufzte die. Lina ließ sie weiter zappeln. Da sich die erhoffte Befriedigung bei ihrer Nachbarin nicht einstellte, ließ sie ihre Sätze irgendwann von der Leine wie ein Rudel Hunde, das durch Linas Weigerung den Faden aufzunehmen in Furor geraten war.

„Haben sie einen Mann?“

Lina schwieg.

„Haben sie Kinder? Oder eine Schwester?“ Lina schwieg, weil sie auf diese Fragen unmöglich mit Ja oder Nein hätte antworten können.

„Also nicht“, schlussfolgerte die Frau völlig unzureichend. „Dann wird es nicht mehr lange dauern. Sie werden kommen und dich holen. Dann stecken sie dich in ein Heim, wo du in deiner eigenen Pisse ersäufst, unfähig, dich daran zu erinnern, wer du überhaupt warst. Glaub mir. Ich hab’s gesehen. Wer Kinder hat, liebe Kinder, die einen alten Menschen bei sich aufnehmen, der hat Glück. Aber wer macht das heute schon noch? Sie haben alle so sehr mit ihrem eigenen Leben zu tun, da kann man sich ja unmöglich noch um die Mutter kümmern.“

Es fiel Lina nicht schwer, die Verbitterung aus den Worten der Frau zu entziffern, dennoch hallten sie nach. Statt eines Nachtgebetes sagte die Frau abschließend: „Man hat’s nicht leicht, aber leicht hat’s einen.“ Dann begann sie krachend ein- und auszuatmen. Taschentuchknödel fanden in Linas Ohren. Doch es dauerte lange, bis sie einschlief. Am nächsten Morgen rüttelte man aufgebracht an ihr, viel zu früh wie sie fand, setzte ihr ein Frühstück vor, für das man in einem französischen Café erschossen worden wäre, und schaltete ohne Vorwarnung ein Radio an. Billig produzierte Schlager durchdrangen selbst die Taschentuchknödel, die sie vorsorglich, und berechtigterweise wie sich jetzt zeigte, in den Ohren gelassen hatte. Als sich eine Textzeile bis in ihr Ohr nagte

***Auf die Straße des Lebens, fällt auch manchmal Regen,
es bilden sich Pfützen, die nicht immer nützen.***

schlug Lina die Bettdecke zurück, stopfte ihr Nachthemd in die Tasche und ging. Der Geruch von verbranntem Fett und verkohlten Kartoffeln, als sie ihre Wohnungstür öffnete, rief Erinnerungen wach, die sie längst verdrängt glaubte. Lina würgte und kämpfte sich unter zunehmender Übelkeit in die Küche vor. Beim Anblick der nachtschwarzen Wände und verrußten Möbel wurden ihre Knie weich. Sie musste sich setzen. Nur um mit einem jähen Schrei wieder in die Höhe zu floppen, da ihr bewusst wurde, dass sie nun auch ihre helle Hose mit Ruß ruiniert hatte. Sie putzte. Elf Stunden lang. Sie unterbrach nur für ein kaltes Mittagessen

aus Tütenbrot und Teewurst, beides brauchbare Reste im Gemüfefach ihres Kühlschranks. Vierzehn Lappen mussten dran glauben. Mit jedem neuen Lappen, den Lina in Gebrauch nahm, schüttelte sie den Kopf und schmunzelte darüber, denn hätte sie jemand gefragt, wie viele Putzlappen sich im Schrank unter ihrer Spüle befänden, hätte sie geantwortet: „Ach herrje, vier vielleicht. Ein Päckchen eben.“ Jede einzelne Teedose, jedes Gewürz, jede Flasche, ob Rum, Traubensaft, Öl, jeder Quadratzentimeter der Küchenzeile, die Stühle, der Tisch, der Fußboden, der Kühlschrank, selbst die papiernen Blätter ihrer Pflanzen wurden von Lina sauber und rußfrei gewischt. Was blieb, war allein der Gestank, obwohl Lina das Küchenfenster weit geöffnet hielt, und das bei Temperaturen von knapp über Null. Sie zog sich eine Daunenjacke über und putzte weiter. Gegen Abend mit Handschuhen. Lina putzte sogar die Wände. Sie holte die Trittleiter aus dem Schlafzimmer, stieg wankend hinauf, biss sich auf die Zunge, als sie wegen des stechenden Schmerzes im Meniskus laut aufschreien wollte, und schwang den Lappen gegen die Raufasertapete. Zum Schluss, wie als Dessert, kam die Decke dran. Sie wischte über Kopf. Als sie in diesem Moment Schwindel befiel, war das auch eine Folge der Kälte, der Anstrengung und des schmalen Essens. Für eine Sekunde tauschten Decke und Boden ihre Plätze und Lina spürte an einem Knacken, dass sie in eine ärgerliche Lage geraten würde.

Lina schlug die Augen auf. Es war dunkel. Um ihren Schenkel herum ein wilder Schwarm Schmerzen. Der Fußboden stemmte seine eiskalten Knie in ihren Rücken, so dass jeder Atemzug ein Kraftakt war. Sie versuchte sich aufzusetzen, schrie vor Schmerzen und hörte durch das offene Fenster ein Echo aus dem Innenhof. Sie sollte um Hilfe rufen, fand sie. Doch bevor ein weiterer Laut über ihre Lippen kam, hielt sie inne. Die schäbigen Worte ihrer Zimmernachbarin sprangen in ihr Bewusstsein. Lina wollte kein Aufsehen. Niemand sollte denken, dass sie nicht mehr alleine klarkam. Also musste sie nur zum Schrank im Flur robben, die Krücke herausholen und versuchen, damit in ihr Schlafzimmer zu gelangen. Lina robbte. Im Flur, wo ein Läufer lag, setzte sie ihr verschontes Bein

ein, biss sich auf die Zähne und feuerte sich Zentimeter für Zentimeter an. Es dauerte zwanzig Minuten, bis sie den Schrank im Flur erreichte.

Die Nacht nagte an Linas Bein, am nächsten Morgen verband sie den Unterschenkel und wusste, dass er gebrochen war. Mit der Krücke gelang es ihr, sich in der Wohnung zu bewegen, wenn auch langsam. Für hastige Bewegungen gab es allerdings keinen Grund. Nur verlassen konnte sie die Wohnung vorerst nicht. Also würde sie das beste aus ihrer Lage machen, dachte Lina. Bis ihr Bein wieder in Ordnung war. Vielleicht war endlich die Zeit für *Great Expectations* gekommen. Oder sie würde sich sämtlichen Mahlersymphonien widmen, eingeschlossen der Zehnten in der von Deryck Cooke rekonstruierten Fassung. Zuletzt entschied sich Lina jedoch für Opern von Puccini, weil es böig an die Fenster drang und es ihr nicht nach Sturm im eigenen Wohnzimmer war. Für die nächsten zwei Wochen würde Lina gut ohne die Welt auskommen.

Klopapier stapelte sich längs der Waschmaschine. Wasser floss bedingungslos aus der Leitung. Nur Nahrung wurde knapp. Also bestellte sich Lina Pizza. Am zweiten Tag Hühnchen. Am dritten ein Curry, das so scharf war, dass sie über eine Stunde lang an Schluckauf litt und den Lieferservice am Telefon dafür hicksend zur Schnecke machte. *Run for Cover*, dachte sie und bestellte Jägerschnitzel. Es war zäh, pappig, die Soße war lieblos angerührt und im Salat befand sich Schafskäse, der seifig roch. Es war seltsam, dass Lina darüber ein paar Tränen vergoss, wo sie die Schmerzen im Bein doch bislang ertragen hatte. Sie weigerte sich weiterzuessen und kehrte den würdelosen Fraß in den Müll. Ihr Bein fand eine ruhige Ablage auf dem Beistellhocker, während sie in ihren Sessel zurücksank und ein schmelziges *Addio mia California* aus Puccinis *La fanciulla del west* gustierte. Es klingelte. Lina versuchte es zu ignorieren. Nur kurze Zeit später klopfte es jedoch an ihre Wohnungstür und das war ungewöhnlich. Ein Schnösel von höchstens Dreißig stand vor der Tür, setzte ein öliges Lächeln auf und stellte sich als Gesandter der Wohnungsbaugesellschaft vor. Lina zeigte ihm den Riss. Akribisch. Sie deutete mit ihrer Krücke an die Decke und fuhr den Riss entlang. Sie wies auch auf kleine Häufchen von Putz auf ihrem Teppich. Doch der Mann

blickte mehr auf Lina und ihre Krücke als auf die Decke. Er sah sich die Küche an, wo noch immer die Leiter stand. Er warf einen Blick ins Wohnzimmer, wo sich etwas Müll angesammelt hatte. Lina bot einen Armagnac an, doch er lehnte ab. Wenigstens einen Tee müsse er mit ihr trinken, befand sie.

Er nippte an der Tasse, doch sie war zu heiß für ihn.

„Mögen sie Opern?“ fragte Lina und ließ Kandis in ihre Tasse plumpsen.

Er stellte seinen Tee auf der Untertasse ab und sah sich um, offenbar suchte er nach einem Ort, wo er den Tee lassen konnte. „Nicht sonderlich. Was ist mit ihrem Bein?“

„Nur ein kleiner Unfall. Das... das bin ich gewöhnt“, sagte Lina. Der Mann lächelte. Das machte Lina nervös. So begann sie zu plappern: „So ist das, wenn sich die Kinder nicht um einen kümmern. Nicht dass ich Kinder hätte. Also im Prinzip hab ich welche. Aber eigentlich nicht. Also bin ich ziemlich froh, so wie es ist, hier in der Wohnung. Der Riss ist nicht schlimm.“

Der Mann schob mit seiner Tasse einen Pizzakarton zur Seite, stand auf und rieb sich die Handflächen am Sacko sauber, als habe er sich mit irgendwas beschmutzt. Als Lina die Tür hinter ihm schloss, bibberte sie von der eisigen Hülle des Mannes. Sie wusste, dass diese Kälte schlecht war für sie war.

Der Brief kam nur Tage später, worin sich die Wohnungsbaugesellschaft auf dringende Sanierungsmaßnahmen (Riss in der Zimmerdecke, Brandschäden in der Küche, Wanzenbefall) berief und Lina kündigte. „Wanzenbefall?“ Lina schnaubte und schwor, ihnen in den Arsch zu treten, sobald ihr Bein dazu wieder in der Lage war.

Als das Pärchen vom Sozialamt bei Lina auftauchte, schmerzte ihr Bein schon nicht mehr. Zwar benutzte sie nach wie vor die Krücke, doch war sie sich sicher, dass der Bruch bereits wieder verheilt war. Man war freundlich zu ihr. Man bot ihr Hilfe an, die Lina ausschlug. Man legte ihr die Hilfe nahe, doch Lina behauptete, keine zu benötigen. Man legte ihr die Hilfe noch näher, diesmal nachdrücklich. Lina schwieg. Man würde ihr bei der Räumung der Wohnung helfen. Man würde den Umzug organisieren. Man würde ihr auch dabei helfen, Lametta an die Wände

ihres neuen Zuhauses zu hämmern, wenn sie darauf bestünde. Doch Lina wollte kein neues Zuhause. Also sagte der Mann, recht freundlich, dass sie wohl keine andere Wahl hätte.

Man zeigte Lina ihr neues Zuhause. Es gefiel ihr nicht. In einer Ecke stand eine Frau in ihrem Alter und kicherte vor sich hin. Jemand gab Laute von sich wie ein kranker Schweinswal. Es roch nach Kräutertee. Die warme Heizungsluft trocknete Linas Augen aus, so dass sie tränten. Auf dem Teppich ihres zukünftigen Zimmers erkannte sie noch die Abdrücke eines Betts. Man hatte es herausgerollt. Wahrscheinlich mit ihrem Vormieter darin. In diesem Moment wusste Lina, dass sie nicht hierher kommen würde, um zu leben.

Die Menschen vom Sozialamt hatten nicht gelogen. Man half ihr. Männer packten ihre Sachen in Kartons, Männer demontierten ihre Möbel. Eine Frau wollte ihr dabei helfen sich anzuziehen, doch Lina fauchte: „Untersteh dich, mich anzurühren!“ Also beaufsichtigte die Frau nervös wippend, wie sich Lina unendlich langsam in eine nachtblaue Jerseyhose wand.

Als am Abend alle verschwunden waren, wusste Lina, dass ihr noch eine Strapaze bevorstand. Ihr Geld. Sie schob die Leiter in den Flur, wo man in den Achtzigern die Decke abgehängt hatte. Sperrholzplatten lagen auf einem maroden Alugerüst. Lina hatte nie Vertrauen in Banken gehabt und fühlte sich durch Nachrichten aus der Finanzwelt darin bestätigt. Ihr Geld lagerte in der Zwischendecke. Sie würde niemanden wissen lassen, wie viel Geld sie wirklich besaß. Also musste sie gezwungenermaßen alleine auf die Leiter steigen und die Deckenplatte anheben. Vier Leitertritte genügten, dann stemmte sie die Platte an, die sofort aus der Halterung rutschte und mit einem Seufzen nach unten klappte. Lina machte eine Meidbewegung und entging dem Anschlag. „Das ist das letzte Mal, dass ich in meinem Leben eine Leiter betrete“, schwor sie. Ihre Hand tastete in der Zwischendecke nach dem Geld, wirbelte aber nur Dreck auf. Dann geriet etwas in Bewegung. Lina stieg vorsorglich die Leiter herab. Aus der Zwischendecke näherte sich ein unheilvolles Rauschen.

Vier Winde wog eintausenddreihundert Gramm und kam mit einer solchen Wucht aus der Zwischendecke, dass es Lina geradewegs nach hinten warf. Noch vor Tagen hätte der Läufer ihren Sturz abgefangen, doch jetzt knallte ihr Kopf ungebremst aufs Linoleum. Staub und Rattenkot rieselte hinterdrein und zwang Lina zum Niesen, womit sich ihre obere Gebisshälfte schnalzend vom Gaumen löste. „Jetzt leck mich doch am Arsch“, nuschelte sie. Langsam richtete sie sich auf, um zu sehen, wer oder was sie erschlagen hatte. *Vier Winde* lag siebenhundert Seiten dick in all seiner Monstrosität in ihrem Schoß. Auf dem Einband sah man die Zeichnung einer jungen Frau mit brennend rotem Haar. Delia Presley: das unbeholfen wirkende aber unkaputtbare Einwanderermädchen, das sich Hollywood starrsinnig leidenschaftlich ertanzte. Mit dem Buch kam eine Erinnerung, so schwer, dass Lina geradewegs wieder nach hinten umsank.

Lina und Christel lebten die letzten Monate des Krieges im Keller eines zerstörten Hauses. Der Eingang lag verborgen zwischen Trümmerteilen. Entdeckt hatten sie ihn nur, weil Christel einem Siebenschläfer mit einem Stock nachjagte, in der Hoffnung ihn zu grillen. Lina wollte Christel aufhalten, doch wenn sich ihre gläserne Schwester in etwas verbissen hatte, konnte sie werden wie ein Tier. Der Siebenschläfer quiekte panisch und wuselte in eine Spalte zwischen den Trümmern. Christel warf sich auf den Boden und angelte mit der Hand nach ihrer Mahlzeit. Lina bat Christel aufzugeben, weil sich das Tier versteckt hätte und wohl so bald nicht wieder hervorkommen würde, als Christel mit einem Schrei verschwand. Lina fiel auf die Knie und betastete die Stelle wo Sekunden zuvor noch ihre kleine Schwester gekauert hatte. Dann hörte sie schwach ihre Stimme. Langsam zog sie etwas in ihren Kaninchenbau.

Es war dunkel. Doch sie trauten sich nicht, Feuer zu machen. Erst in der Nacht, wenn über den Trümmern aufsteigender Rauch sie nicht verraten würde. Der Siebenschläfer hatte sich in eine Untiefe des Kellers gerettet. Doch auf hölzernen Regalen stapelten sich Gläser mit Eingemachtem, um die die Weberknechte kraxelten. Genug, um wochenlang davon zu zehren. Im Schein der hustenden Flammen lernte Lina das Tanzen, so wie sie es aus *Swing Time* erinnerte. Christel

sang einfältige Lieder dazu und klopfte mit einem Stein den Takt auf Holz. Das erste Mal seit dem Tod ihrer Mutter spürte Lina, dass Christel in Sicherheit war. Mit fünf hatte Christel noch nicht gesprochen, jetzt war sie elf, sang Kinderlieder, konnte links von rechts nicht unterscheiden und brach immer wieder in kurze Wutanfälle aus, nach denen sie erschöpft in eine Ecke des Kellers sank. Lina flößte ihr den Saft eingemachter Krischen ein, bis sie das Gefühl hatte, nicht mehr durch Christel hindurchsehen zu können. Der vom Ruß nachtschwarze Keller war ihr persönlicher Schutzbunker, den sie auch bei Bombenangriffen nicht mehr verließen, selbst dann nicht, als im Februar eine Feuerwalze darüber galoppierte und es Stunden dauerte, bis sich der Rauch gelegt hatte. Lina verstand zwar nicht, was draußen über ihren Köpfen vor sich ging, aber sie war gewarnt. Die Menschen wurden wölfisch zum Ende des Krieges hin und taten alles, um zu überleben. Als Lina in einem Berg grusiger Mauerreste ein Fläschchen Eau de Cologne entdeckte, ergriff jedoch ein Verlangen sich zu waschen und zu parfümieren von ihr Besitz, das sie alle Vorsicht in den eisigen Wind schlagen ließ. Auf der Suche nach Brot und Seife verlies sie ihr Versteck. Sie fand zwar keine Seife, dafür einen perlmutteten Kamm. Mit dem Finger zupfte sie die dornigen Zähne an wie die Saiten einer schlecht gestimmten Lystra. Etwas berührte sie und im gleichen Moment roch sie verwesenden Atem und rannte los. Ein dürres Männchen jagte ihr nach wie eine Hyäne. Lina stürzte über ein löchriges Ofenrohr und eine vierfingrige Hand klammerte sich um ihr Bein. Sie strampelte, bekam ihr Bein aber nicht frei. So rammte sie den Kamm ins Gesicht des Männchens, und ohne sich nach dem einsetzenden Kreischen umzublicken hetzte sie davon. Als sie sich in ihr Versteck schlängelte, saß Christel triumphal über einem Haufen erschlagener Ratten.

In den folgenden Tagen hörten die beiden immer wieder das Röcheln und Schnüffeln eines todesnahen Ruinenläufers, das Scharren der bloßen Füße im Dreck der zerbrochenen Ziegel. Dann löschten sie in ihrem Versteck das Feuer mit einem alten Teppich und Christel kroch auf Linas Schoß, damit sie ihr die Hand auf den Mund pressen konnte. War Christel aufgeregt, brachen Laute aus ihr

hervor. Lina hielt sie alle im Zaum, kleine Laute wie quiekende Wiesel und große, bellende Laute mit der Kraft junger Wölfe. Lina rang sie nieder, drückte ihr Knie auf Christels zuckenden Körper, bis sich die Gefahr verzogen hatte. Doch in dieser Nacht versagte Lina. Christel riss sich aus der Umklammerung und jaulte drauflos. Lina trat sie, packte einen Balken aus dem erloschenen Feuer, wollte sie schlagen, als ein Blitz sie ins Auge traf. Der Schein der Taschenlampe ließ auch Christel verstummen. Sie hörten Worte, deren Sinn sie nicht verstanden, sahen, wer sie gesprochen hatte. Ein kräftiger, junger Mann, dessen braune Augen vor Verwunderung weit offen standen. Kaum dass sie ihn gesehen hatte, wusste Lina, dass er der Amerikaner war, und sie begann zu tanzen, während Christel sang und den Takt schlug.

Das, was die anderen Krieg nannten, war also vorbei. Doch für Lina hatte sich nichts verbessert. Statt in ihrem Versteck wohnten Lina und Christel jetzt in einem Bunker in der Innenstadt. Am Tage bauten sie aus den Trümmern auf, was, wie Lina behauptete, der größte Schlamassel sei, den sie jemals gesehen habe. In der Nacht starben sie vor Hunger. Wenn Lina Teile von Silberbesteck in den Überresten der zerbombten Häuser fand, steckte sie es ein und verkaufte es an den Fischhändler. Er besaß keinen Laden mehr, aber nach wie vor ein Talent für den Handel. Das hielt sie für eine Woche am Leben. Dann aßen sie wieder Tage lang nichts. Als Lina eines Abends den Hunger von sich tanzte, bekamen das ein paar Amerikaner mit. Sie lachten und klatschten, stimmten einen Song an, den Lina nicht kannte und dessen Rhythmus sie völlig überrumpelte. Trotzdem balancierten ihre Beine sicher über die Synkopen. Manche Nacht saß Christel auf der Bohle, die ihr Bett war, zog sich Splitter aus den Füßen und winselte. Sie kaute die Splitter, nur damit sie irgendwas aß, und leckte Wasser von der Bunkerwand. Vor Kälte schliefen sie ineinander geklammert. Christel war so eisig wie Glas. Doch eines Nachts erwachte Lina, weil ihr die Kälte fehlte. Christel war weg. Lina stürzte aus dem Bunker in die verrußte Trümmerstadt und folgte einem seltsamen Geräusch. Einem *patt* folgte ein hallendes *tock*. Das Echo des Geräuschs schlingerte durch die Gassen, irrlichterte, narrete Lina, die für einen Moment die Witterung verlor.

Sie rannte ziellos, eine Straße hinauf, eine andere hinunter, bis sie das Geräusch erneut geortet hatte. Ein Schatten stieg auf, ein graues, grässliches Gebilde auf einem Bein. Ein Ziegel fand in ihre Hand, ganz von alleine. Assermann stand vor einem Berg Schutt und kam nicht weiter. Sein gesundes Bein schlackerte in einer Cordhose, sein anderes schlummerte schon lange unter Trümmern. Sein rechter Arm war auf eine Latte gestützt, mit der er den Schutt nach festem Halt abstocherte. Über seiner linken Schulter lag Christel. Lina glitt an ihn heran und hob den Stein. Assermann stutzte, dann ließ er Christel herunter. Lina atmete erleichtert aus, offenbar war kein erneuter Mord nötig. Obwohl es sie in den Fingern juckte. Assermanns linkes Auge glotzte nach Innen. Vor dem Krieg war er Direktor der Bank gewesen. Jetzt baute er sich sein neues Imperium, indem er schutzlose Mädchen an die Männer verkaufte, mit denen es der Krieg gut gemeint hatte. Industrielle, SS-Männer, Giftmischer. Lina blickte ihm in sein Auge, so tief, dass es ihn schmerzen musste, und sagte: „Wenn ich dich noch einmal sehe, mach ich dich kalt.“

Am nächsten Morgen erwachte Lina mit einem Lachen. Eine Ratte nagte an ihrem Zeh. Im Traum aber sah sich Lina einem jungen Mann gegenüber, der sie sanft um die Hüfte packte und ihr den Zeh kitzelte. Sie lachte, dann erwachte sie von einem dumpfen Geräusch. Christel hatte die Ratte geschnappt und an die Wand geschleudert.

Die Hoffnung, einen Mann zu treffen, der sie beide aus dem Schlamassel erlöste, wuchs von Tag zu Tag. Jeden Abend malte sich Lina ihren Retter aus. Einen strahlenden Tänzer wie Fred Astaire wünschte sie sich. Einen Ami vielleicht. Um sie herum im Bunker schwafelten die Männer über den Krieg, über Hitler und was denn nur schief gelaufen war. Sie blafften, wenn es um die Amis ging. Lina keifte, der Ami sei das Beste, was ihnen jemals hätte passieren können.

Lina stand auf einem Trümmerberg und sah der aufgehenden Sonne zu, wie sie eine unversehrte Kirche in Brand steckte. Nahe ihren Füßen blitzte etwas silbern. Ein Löffel, dachte Lina, oder vielleicht sogar Schmuck. Etwas Wertvolles. Als sie sich bückte, berührte sie jemand am Fuß. Lina schwankte, eine Hand griff nach

dem Gegenstand und gelangte an ihn, bevor Lina zupacken konnte. Als sie in den Händen des Fremden das Schmuckstück sah und erkannte, dass es wertvoll sein musste, wurde sie wütend.

„An deiner Stelle würde ich das sofort hergeben. Es gehört mir. Ich stand ja fast drauf, bevor du mich weggeschubst hast!“

Ein junger Mann stand vor Lina, reglos, eine silberne Kette mit auffälligem Anhänger in den Händen, die Augen niedergeschlagen. Lina stieß an seine Schulter.

„He, ich rede mit dir.“

Als der junge Mann aufblickte, sagte er: „Ich bin Alon Heine. Genau hier stand das Haus meiner Eltern, deren Körper vielleicht unter all diesem Schutt begraben liegen. Sie starben, während mich mein Onkel rettete. Oder sie wurden geholt. Vielleicht hat man sie deportiert oder ihnen gelang die Flucht. Ich weiß es nicht. Dieses Schmuckstück gehörte meiner Mutter. Es ist mein einziger Hinweis auf ihren Verbleib. Ich werde sie suchen, solange, bis ich weiß, was mit ihnen passiert ist.“

Magda Oswald hatte ihren Kindern den Blitz beschrieben, der sie träfe, sobald sie Gottes Gesetze brächen. Ein Blitz, im Innern blau, aber von einem Feuer, heißer als sie es sich vorstellen konnten. Weder Lina noch Christel wollten, dass sie dieser Blitz traf, denn, darüber waren sie sich einig, solch einen Blitzschlag überlebte man nur, wenn Gott es so wollte. Was die Trümmer anging, all das herrenlose Zeug, der Dreck, die Scherben, so war Lina jedoch der Meinung, gehörte einem das, was man fand. Also stieß sie Alon Heine in die Rippen, so dass er taumelte, und versuchte ihm die Kette zu entreißen. Die beiden rangelten. Alon war zwar ein Jüngling, doch für sein Alter schwächlich, während Lina ihre Beine einsetzte wie ein Ringer. Sie behielt Oberhand, entwand seinen spindeligen Fingern die Kette und warf ihm einen triumphierenden Blick zu. Als sie sah, dass er weinte, rief sie ihm zu: „He, du Memme. Reiß dich mal zusammen.“ Alon weinte jedoch weiter. Lina betrachtete sich den Schmuck in ihren Händen. An einer einfachen Kette hing ein Anhänger aus Muschelperlmutter von einem

Platinskelett eingefasst. Dem Kopf eines Schmetterlingsmannes entsprossen gewundene Fühler, während er seinen Körper, wie es schien, mit violett bläulich schimmernden Flügeln zudeckte, an deren Spitzen fein gerundete Bergkristalle eingelassen waren. Lina hatte nie etwas ähnliches gesehen, und glaubte daher, dass der Besitzer eines solchen Schmucks unerfassbar reich sein müsse. Lina begriff auch, dass der Fischhändler nicht derjenige sein konnte, der ihr für die Kette ein Vermögen zahlen würde. Vielmehr war es ihre größte Chance, sich gut mit Alon Heine zu stellen, falls er und seine Eltern eben diese unerfassbar reichen Leute waren. Sie sagte: „Jetzt hör schon auf! Die Kette behalte ich. Aber ich helfe dir, deine Eltern zu finden.“

Alon konnte nicht viel Widerstand leisten, er war zu schwach. Er brach an Ort und Stelle zusammen, winselte, er fühle sich elend und er werde einfach hier sterben, wenn sie ihn ließe. Jetzt, wo sie gerade Bekanntschaft mit einem reichen Menschen gemacht hatte, wollte Lina auf keinen Fall, dass er im nächsten Moment schon wieder starb. Sie befahl ihm liegen zu bleiben, bis sie wiederkäme, und rannte los. Sie kannte das Gefühl von Niedergeschlagenheit nicht. Hunger, ja, Trauer, Angst, Zorn. Also glaubte sie, dass Alon nur etwas zu essen brauchte, um wieder zu sich zu kommen. Sie lief zu Metzger Wulff, dessen Haus wie durch ein Wunder von den Bomben verschont als ein Stumpf aus einem zahnlosen Trümmermaul ragte. „Der Teufel schießt eben immer auf den größten Haufen“, hatte der Fischhändler über Wulff gesagt. Der Metzger war hohlwangig und dürr. Nicht weil er Hunger litt, sondern weil er selbst nichts von seiner mit übermäßig viel Fett angereicherten Wurst aß. Fett war eine harte Währung, und Wulff war entschlossen, jedes einzelne Gramm in Gold zu verwandeln. Woher er sein Fett bekam, war sein Geheimnis, das angesichts des allgemeinen Hungers niemand zu ergründen wagte. Immer wieder hatte Lina hier gestanden, in der Hoffnung, irgendjemand ließe etwas Wurst fallen. Als das nicht geschah, begann sie zu betteln. Nur ein kleines Stückchen wolle sie, für sich und ihre Schwester. Christel, glasklar, war der Beweis für ihren Hunger. Doch Wulff gab nichts. Zuerst wies er sie hinaus, dann warf er Steine und Trümmerreste nach ihnen, er trat sie, dann

drohte er ihnen mit dem Messer, er werde sie aufschneiden und mit altem Brot stopfen, wenn sie noch einmal in seine Nähe gerieten. Diese Drohung war für Lina bedenklicher als der Blitz Gottes, schließlich war er der Gott der Güte. Wulff aber kannte keine Güte. Daher glaubte Lina, wartete der sichere Tod, wenn Wulff sie einfing. Doch Lina wusste, wenn sie erst mal aus seinem Laden wieder auf der Straße war, würde er sie niemals einholen. Lina lief zu einem Jungen, der in den Laden gaffte, und deutete hin zu einem Mauerrest. Dahinter stöbere ein Eber im Dreck, leibhaftig, groß wie ein Pferd und schwarz wie von Ruß. Dann quiekte sie, rief: „Ein Eber. Ein Eber!“. Nur Sekunden später hatte Wulff ein Gewehr im Anschlag und rannte auf die Straße, der Junge war bereits auf dem Weg zur Mauer und zog weitere Kinder hinter sich her. Wulff überholte sie. Diesen Moment nutzte Lina. Sie ergriff einen Ziegelstein vom Boden und wuselte in die Metzgerei, an den Menschen vorbei hinter die Theke. Sie stieß Wulffs Frau in die Kniekehlen, so dass sie nach vorne einknickte, schnappte sich eine Wurst und warf den Ziegelstein ins Fenster, aus dem sie nun mit einem tänzerischen Sprung floh. Später war man sich unter den wartenden Kunden einig, dass ihr Raub zwar ungeheuerlich, ihr Sprung aber von einer vornehmen Grazie gewesen sei.

Wie versprochen kehrte Lina zu Alon zurück, und wie befohlen hatte er sich nicht bewegt. Als sie ihm nun die Wurst anbot, mit bebender Brust, weniger vom Laufen als vielmehr vor Erregung, dass weder der Blitz Gottes noch das Messer Wulffs sie getroffen hatten, lehnte Alon ab. Lina haute Alon auf den Kopf, und zwang ihn zu essen. Sie sah ihm dabei zu, wie er endlich seine Zähne in die Wurst grub, und lachte. Jeder Bissen tat ihr genauso gut wie ihm. Sie wollte nichts abhaben. Es reichte ihr, hier zu sitzen, auf einem Haufen Schutt, der einmal ein heimeliger Kamin gewesen war, und Alon beim Essen zuzusehen. Ein gesunder und satter reicher Freund war im Grunde genommen nämlich besser als selbst etwas im Magen zu haben. Ihren Hunger spürte sie schon gar nicht mehr. Sie lachte. So sehr, dass Alon bei jedem weiteren Bissen mit ihr lachte. Lina legte ihren Arm um seine knochigen Schultern, zog ihn an sich heran und küsste ihn auf die Wange.